

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 43 (1972)

Artikel: Franklin Wedekind und seine drei besonderen Tanten
Autor: Attenhofer, Edward
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ist, Ellsworth umarmte und sagte: «Listen my boy, I think I know of a red diamond» (Hör' mal, mein Freund, ich glaube, ich kann mich an einen roten Brillanten erinnern). Tatsächlich war es so, daß Herr Frisch viele Jahre früher irgendwo einen solch seltenen, roten Stein gesehen hatte, im Augenblick jedoch nicht mehr wußte, unter welchen Umständen er über die Existenz eines roten Brillanten Kenntnis erhielt.

Auf der Rückreise nach den Vereinigten Staaten hatte Herr Frisch reichlich Zeit und auch die nötige Ruhe, eine Art Gewissenserforschung anzustellen. Auch galt es für ihn, drüben den Kontakt mit zahlreichen Edelstein-Firmen aufzunehmen und im darauf folgenden Winter dem vor Jahren aufgetauchten Stein nachzuforschen. Unzählige Auswahlrechnungen wurden durchsucht, und mit telephonischen und telegraphischen Rückfragen wurde auch nicht gespart. Doch die Umtriebe sollten sich lohnen, denn übers Jahr im neuen Sommer brachte Herr Frisch einen knapp 1 Karat schweren, roten Brillanten (nicht ganz $\frac{1}{5}$ Gramm) nach der Schweiz und erhielt vom überglücklichen Schloßherrn den schon für damalige Zeiten außerordentlich hohen Preis von Fr. 35 000.—. L. Ellsworth war höchst befriedigt von seiner Anschaffung und zeigte mit einem gewissen Stolz seinen Freunden und engern Bekannten seine nunmehr komplette Reihe von Brillanten in sämtlichen Regenbogenfarben. Was ist wohl aus der herrlichen Zusammenstellung seither geworden?

FRANKLIN WEDEKIND UND SEINE DREI BESONDEREN TANTEN

VON EDWARD ATTENHOFER

Als Franklin – dies war sein Taufname – die Aargauische Kantonschule besuchte, hatte er zum schönen Geschlecht in Lenzburg gar mancherlei Beziehungen angeknüpft. Hier wollen wir das Verhältnis zu drei von seinen «Tanten» kennenlernen; und zwar anhand von gedruckten und ungedruckten Quellen. Neben der «literarischen» und «erotischen» gab es auch eine «philosophische». Der Biograph Kutscher sagt über Franklin u. a.: «Liebesabenteuer gab es schon früh . . . Aber diese Epi-



*Der eifrige Briefschreiber:
Franklin Wedekind – 1883
Kantonsschüler in Aarau*

soden sind alles andere als glücklich und haben zumeist einen fanatisch-geistigen Zug. Er (Franklin) notiert die Carlosstelle: Liebe kennt der allein, der ohne Hoffnung liebt.»

Aus der schwärmerischen Stimmung der Sommerferien 1883 entsteht ein Bund mit seiner Kusine Minna von Greyerz (ihre Mutter war eine geborene v. Wedekind) und Anny Barte. Sie nennen einander Sturmwind, Boreas, Zephyr (Franklin). Ihr Zeichen ist der Regenbogen als «Sinnbild des aus trübseliger Wirklichkeit zum lichten Aetherreich der Poesie emporschmachtenden Geistes». Sie tauschen im Garten beim Johannisbeeressen ihre pessimistische Weltanschauung aus und schreiben einander über Philosophie und Literatur. Frühlingserwachenstimmungen begegnen uns immer wieder.

Die literarische Tante

ist *Minna von Greyerz* (1861 bis 1954) – eine treffliche Pianistin und Sängerin – gewesen. Ihr Nachlaß gibt mancherlei Hinweise. Ein Poesiealbum, wie sie damals Mode waren, hat Minna ihrem Freund zur Begutachtung übergeben. Franklin schreibt ihr in Gedichtform einen seitenlangen Brief mit dem Titel «Eine aesthetische Caffeevisite». Er sitzt in nächtlicher Stunde bei einer Tasse Kaffee, und da erscheint ihm die göttliche Muse Poesie. Im Gespräch über Dichtung überreicht sie ihm das erwähnte Album:

«Denn aus des Gewandes Falten
Zog sie nun ein Buch hervor,
Das aufs schönste eingebunden
war in rotem Saffian.
Und mit Goldschnitt angetan.
Auf der ersten Seite stunden
Wen'ge Wort' in großen Lettern,
Daß in diesen Palmenblättern
Uns entdeckt ihr großes Herz
Fräulein Minna von Greyerz.»

Allein die Aufmachung sagt Franklin nicht zu. Was sollen all die Abziehbilder, die Männer, Frauen, Kinder, Tiere, Pflanzen, Postillione usw.? Doch die Muse belehrt ihn:

«Richte, was drin ist,
Nicht nach der Hülle! –
Was voller Sinn ist,
Lebt in der Stille.
Oft trägt, was Klarheit ist,
Närrisch' Gewand.
Wo keine Narrheit ist,
Wohnt kein Verstand!»

Nun wendet Franklin die Blätter um und «entdeckt eine Menge schöner Lieder und Gesänge... Worte, die uns wider Willen, oft aus tiefstem Herzen quillen».

Der Kritik legt Franklin seiner Göttin in den Mund:

«Rein sieht man die Gedanken quillen,
Die Form zwar könnte besser sein.
Die Dicht'rin soll den neuen Wein
Nicht in die alten Schläuche füllen.
Nein, neue Schläuche schaffe sie
Für ihren Wein in voller Gärung,

Dann wird wohl auch der Welt Verehrung
Nicht fehlen ihrer Poesie . . .»

Nach der Abfassung des poetischen Ergusses war es Franklin offenbar nicht ganz geheuer beim Gedanken, er könnte auf eine falsche Taste gedrückt haben; deshalb legte er noch ein Begleitschreiben bei mit der Bemerkung: Erst dies lesen!

«Schloß Lenzburg, Geisterstunde

Liebe Cousine,

daß ich Dir in allem Ernste zumute, beiliegende lange Poema von vorn bis hinten durchzulesen, ist eigentlich nur Folge davon, daß ich Dir die Kritik Deiner Gedichte versprochen habe . . . Sollte ich Dich in der Beurteilung Deiner Gedichte irgend wie beleidigt haben, so bitte ich schon im Voraus um Verzeihung. Doch so viel kann ich Dich versichern, daß ich mit gutem Gewissen zu Gericht gesessen bin . . . Ich glaube aber kaum, daß Du Dich so weit durcharbeiten wirst, denn wenn ich mir vorstelle, wie langweilig mir sogar, dem Autor, das ganze Machwerk vorkommt, so mag ich kaum, mich dem Urteil Anderer zu unterziehen. – Also Gnade und Barmherzigkeit lasse walten einem armen Sünder gegenüber, der im Schweiß seines Angesichts auf Commando dichtend keine Perlen zu Tage förderte . . .

Und damit verabschiede ich mich, denn es ist bereits 1 Uhr, und mein Bett steht noch leer . . .

Gute Nacht! Schlaf wohl! Morgen auf Wiedersehen!

Träume süß, liebe Minna!

Dein Franklin v/g Zephyr»

Minna, der Sturmwind – übrigens temperamentvoll bis ins hohe Alter – war offenbar über die Mitternachtspoesie wenig erbaut. Leider ist uns ihr Brief – wenn überhaupt vorhanden – nicht zugänglich. Aber Franklins Reaktion läßt auf den Inhalt schließen. Er verfaßt die Antwort während des Unterrichts an der Kantonsschule in Spitzens (Übername für den betreffenden Lehrer) Schulzimmer:

«O Sturmwind,

soeben erhielt ich Deinen werten Brief und beeile mich, ihn zu beantworten, da ich heute nachmittag beschäftigt bin. Weil ich gestern nicht in der Schule war, bekam ich ihn erst heute morgen. Er machte allerdings einen höchst eigentümlichen Eindruck auf mich, und wenn Dir mein Schreiben als ‚wild dahin brausender Bergstrom‘ erschien, so kommt mir Deiner vielmehr wie ein kühlender Regenschauer, oder noch besser wie ein Schneegestöber vor. Es mag dies weniger Deine Schuld sein, als eben in der Sache selbst liegen. Ach, wie konnte ich auch erwarten, daß Du, o Du, mich nicht verstehen werdest.

Allerdings fällt mir erst jetzt wieder ein, wie dunkel und verworren meine Worte waren; aber Du hast mich auch gar nicht, in keiner Weise, verstanden. Oder wäre es möglich? Sollte es vielleicht nur Malice, nur Ranküne sein, die mir das Geständnis in seinem ganzen Umfang aus dem Herzen pressen soll? – Nach dem, was ich bei Hartmann und Holz über die Frauen gelesen habe, läge diese Vermutung allerdings nicht so schrecklich fern. – So will ich Dich denn in Deiner Speculation nicht täuschen, sondern im Gegenteil durch blanke, unbemäntelte Aufrichtigkeit die glühendsten Kohlen auf Dein Haupt sammeln.»

Aber die Freundschaft ging deshalb nicht etwa in die Brüche. Ein offenes, selbst leidenschaftliches Wort befruchtete bei ihnen das Gespräch.

Franklin zog im Mai 1884 nach Lausanne, um Germanistik und französische Literatur zu studieren. Der Briefwechsel mit seiner Kusine bricht nicht ab:

«Liebe Minna,

Herzlichen Dank für Deinen lieben langen Brief und für die gütige Verzeihung meiner Sünden. Herzlichen Dank für die große Nachsicht, mit der Du Deinen nachlässigen Vetter in allen Angelegenheiten behandelst, und alle Götter mögen Dich belohnen für das schöne Gedicht von Frau Zweifel, das ich mit der Andacht eines betenden Muselmannes gelesen habe.

Und soeben erhalte ich noch sogar Deine liebe Geburtstagskarte, die mich erst darauf aufmerksam macht, daß ja heute mein Geburtstag ist. In allem Ernste, ich hätte es um ein Haar vergessen, und auch Willi (ein Bruder Franklins) gratulierte mir erst, als er mir um Mittag Deine Karte brachte. Es sind ganz famose Knittel, das erste Kind Deiner Muse, das ich seit Anbeginn meines Flirts erhalte. – Ich wollte Dir eben darum schreiben, mir doch einmal einige Klänge aus Deiner straffbesaiteten Laute zukommen zu lassen. Und nun erhalt ich ganz unversehens diese ergötzliche Beschreibung des Lenzburger Jugendfestes. Meinen herzlichsten Dank hierfür.

Der sehr bezeichnende Ausdruck ‚Drehpeter‘ war mir ganz neu, aber ich merkte bald, was damit gemeint war. Nur darfst Du meiner Jungfer Muse keine Drehpetererei vorwerfen. Dagegen muß ich energisch protestieren, denn ich bin ihr Ritter und sie meine inniglich verehrte Dame, die ich beschützen werde und auf die ich keine Schatten fallen lassen darf.

Höre nun, liebe Minna, meine Auseinandersetzung, und Du wirst gewiß zugestehen, daß ich recht habe, ohne beizufügen, daß ich im Geheimen Dir wohl doch hätte beistimmen müssen.

Vielseitigkeit und Wetterwendigkeit oder nach Deiner Bezeichnung ‚Drehpeterei‘ ist ein großer Unterschied. Und was den Naturgenuß anbelangt, so steh ich jetzt noch immer auf der gleichen Stufe wie früher. Du schreibst: ‚Besonders wenn man . . . Probleme höherer Art lösen will, so eignet sich zu solcher Betrachtung doch keine Umgebung besser als die freie Natur, dieses Eldorado der Vollkommenheit.‘ Was die Vollkommenheit anbelangt, so wirst Du in Tante Plümachers Buch an verschiedenen Stellen genügend Belehrung darüber finden. Ich sage Dir aber, die Betrachtung meines kleinen Fingers oder einer gewöhnlichen Stubenfliege eignet sich ebensogut dazu wie die freie Natur mit all ihren Sternenzelten, Sonnen, Monden, Blumentepichen, Wohlgerüchen usw. In meinem kleinen Finger oder in einer Stubenfliege liegen ebenso viel ungelöste Rätsel wie in der ganzen Herrlichkeit des Weltalls verborgen, und wenn ich den gestirnten Himmel anschau, so ist er mir eben ein gestirnter Himmel und bringt mich in meinen Forschungen um keinen Schritt weiter. Und den Gottesglauben, der sich auf solche Effektstücke stützt, halte ich für recht oberflächlich und unvollkommen. Mich läßt in dieser Beziehung der Himmel kalt, und ich müßte mich recht irren, wenn es nicht letzten Winter eben bei solch einer Gelegenheit gewesen wäre, wo ich Dir das Geständnis dieses Wärmemangels beim Hinuntergehen am Abend machte. – Diese Art von Einfluß ist es also gewiß nicht, den ich in der freien Natur suche, es ist eine ganz andere. Es ist nur die Stimmung, die verschiedenen Nuancen von und zwischen Dur und Moll, die sich sicher uns in Landschaftsbildern so wirksam, so mitteilbar finden. Wenn ich also in die schöne Natur hinausgehe, so betrachte ich erst in zweiter Linie diese Natur selbst, und die Stimmung, die sich dabei mir aufdrängt, ist nicht selten sehr verschieden von der, in der ich unter dem Einfluß meiner schönen Umgebung über anderes nachsinne. Und das ist eben die Hauptsache, das ist es, was ich genieße und weswegen ich die Enge und die Stimmungslosigkeit des Zimmers fliehe. Aber ich werde solchen Stimmungen nie gestatten, auch nur den geringsten Einfluß auf meine ernsteren Betrachtungen zu erringen. – Wenn Dir nun diese lange Behandlung nicht mundet, so gib nicht mir die Schuld. Ich habe nur gegenüber meiner Dame Ritterpflicht erfüllt und hoffe dafür, daß mir meine Muse auch bald wieder einen Begeisterung erfüllten Hymnus anstimmt. – Frau Zweifels Poesie hat mir außerordentlich gefallen. Zwar glaube ich nicht recht daran, an die weltenschmerzliche Stimmung, die ihren Hintergrund bildet. Dazu ist Frau Zweifel ein viel zu harmonisches Wesen; sie paßt so wenig zum Welt-schmerz wie Jupiter zum Christentum. Aber das schließt doch alles nicht aus, daß sie trotzdem dann und wann weltenschmerzlich gestimmt sein könnte. Hoffentlich möge das neuerstandene Freundschaftsbündnis grünen und gedeihen in alle Ewigkeit. Möge kein neidisches Geschick

mit schwarzer Hand den schönen Knoten der Liebe lösen, möge die herrliche Blume noch herrlichere Früchte tragen und noch nach Jahr und Tag, wenn rauhe Stürme vorübergesaust, wenn die Flamme der Leidenschaft schadlos daran emporgeleckt, wenn die alles zerstörende Zeit sich die harte Stirne ingerannt an dem felsenfesten Tempelbau eures hehren Glaubens, möge dann unsterblicher Lorbeer die unerschütterliche Treue krönen und der Triumph eurer Liebe ein Beispiel und Muster sein für alle kommenden Geschlechter von Ewigkeit zu Ewigkeit – Amen.

Dein Dich liebender Vetter

Franklin.»

Als Franklin dann im Herbst 1884 nach München zog, schrieb er «Abschiedsklänge» an seine liebe Cousine Minna, worin er ihr lobend gedenkt. Einen seiner neuen Bekannten nannte man den «Götti von Göttingen». Um seinen Wissensdurst zu stillen, zog er hinaus in die Welt. Viele Schätze brachte er zurück aus fernem Land:

«... Aber das Schönste, was er dort draußen fand, / Das ist gewiß doch unsere liebe Cousine. – / Jetzt, Göttin, leih mir deinen schönsten Schwung! / Spann jede Sehne an, o Musenschimmel! / Und trag' mich mächtig empor in der Dichtung Himmel. / Doch meine Stimme ist viel zu schwach und leer. / Wie wollt' ich können, was nur Meister wagen? / O wenn ich jetzt nur Schiller oder Goethe wär', / Wie wollt' ich selbstbewußt in meine Laute schlagen!

Zwei Jahre nur, ihr Lieben, denket zurück! / Damals geschah der große Augenblick: / Da fand ich sie auf jener steinigen Straße, / Als Führerin auf dem Pfade zum Parnasse. / Sie las mir vor: Ich wurde angeweht / Von hohem Geist, von dichterischem Sinn da, / Denn auf der ersten Sprosse der Himmelsleiter steht / Mit siegesbewußten Blicken Cousine Minna.»

Dieser Lobeshymnus erinnert an die Kritik der Gedichte in der «Aesthetischen Caffeevisite». Franklin war seiner Cousine herzlich zugegan und doch an das Wort von der «Führerin auf dem Pfade zum Parnasse» kann man nicht so recht glauben. Es war wohl eher eine galante Geste seiner Cousine gegenüber. Und doch! In einem spätern Brief noch aus München Anno 1889 bekennt er: «Du warst eben doch meine Muse.» Hier folgt das ganze Schreiben. Es ist nicht in allen Teilen verständlich, da uns einige Zwischenglieder fehlen:

«Liebe Minna,

warum schreibst Du mir eigentlich nicht? Hab ich das um Dich verdient? Du weißt doch, wie heißhungrig ich auf einen ausführlichen Brief von Dir warte. Aber ich will nicht bitter werden. Aus Deiner letz-



*Die literarische Tante:
Minna von Greyerz –
«der Sturmwind»*

ten Carte sah ich, daß Du in Paris warst. Ich gratuliere Dir von ganzem Herzen. Ich wollte, ich wäre auch in Paris. Dort könnte man die Zügel dem Gespann über den Kopfwerfen und . . . (?) rufen. Hast Du ganz Paris gesehen? Bitte schreib mir nicht alles, sondern lediglich das Interessante, in erster Linie das, was Du niemand anderem schreibst. Aus Miezes (Schwester Erika) Brief erseh' ich, daß Frl. Kinck bei uns ist. Wenn Du sie siehst, so melde ihr meine ganz ergebenste Empfehlung. Vielleicht hat sie Dir etwas Bemerkenswertes über Frl. Sauer (?) zu erzählen. Bitte, liebe Minna, teile es mir mit. Frl. Sauer gehört immer noch zu meinen Idealen. Ich such alle Bühnenkalender nach, ohne eine Spur von ihr zu entdecken. Ein Wort über sie ist mir Manna, sei es vorteilhaft oder nicht, im Gegenteil. Was macht die kleine Perle, die hübsche Elfe, die mir das Herz erfrischt? Wenn Du sie triffst, dann richt

ihr in Gedanken einen herzinnigen Gruß von mir aus. Aber nur in Gedanken. Es wäre Sacrilegium, wenn Du ihr gegenüber meiner mit einer Silbe Erwähnung tun wolltest.

Denkst Du noch zuweilen des vergangenen Winters? – Ich denke sehr oft zurück, aber ich bekomme jedesmal Herzklopfen. Wenn ich einen Blick in meine unvollendete Predigt werfe, so funkelt mir Dein dunkles Auge aus den Zeilen entgegen. Du warst eben doch meine Muse. Dieser Tage las ich Deine Briefe durch, die Du mir nach Lausanne geschrieben, und dann unsere Correspondenz in Lenzburg auf dem Gymnasium. Mir scheint, mögen sich unsere Schicksale auch gestalten, wie sie wollen, daß wir Beiden eben doch für Zeit und Ewigkeit miteinander verbunden sind. Wie oft schon hab ich Heimweh nach Deiner unbegrenzten Teilnahme gehabt, nach Deinen . . . unvorhergesehenen Bemerkungen. Ich werde indiskret, aber wir sind ja unter uns. Ich ergreife Deine Hand und bedecke sie mit tausend heißen Küssen. Darauf läßt Du Dich zu mir nieder; ich will Dich umfassen, Du springst auf, ich Dir nach, Du in niederschmetternd erhabener Bühnenpose. Ich suche die Türe, und Du wirfst mir Deinen Pantoffel an den Kopf. Das sind Momente, die nicht wiederkehren.

Mein Leben ist eintönig. Ich habe eine Anzahl neuer Bekanntschaften gemacht, die manches Anregende haben, Privatdocenten, Assessoren und anderes gelehrtes Gelichter. Meine Zürcher Freunde sind es eben doch nicht. Jeder sieht aus wie ein gedrucktes, gebundenes Buch in Stereotypausgabe. Wo finde ich einen Menschen? Einen Menschen, der ein Mensch ist und menschliche Schwächen hat. Ich empfinde eine unbeschreibliche Sehnsucht nach menschlichen Schwächen. Sie machen den Menschen so reich, so umgänglich. Auch erweitern sie den Horizont, der meiner Ansicht nach nie weit genug sein kann.

Schreibe mir recht bald, liebe, liebe Minna. Du hast viel wieder gutzumachen. Aber ich will nicht unerbittlich sein. Schreib mir, wie es zu Hause zugeht, ich meine die charakteristische Stimmung, vor allem, wie sich Mama bei der Geschichte fühlt. Schreib mir, was Herr Pfarrer zu meinem Elaborat gesagt, wahrscheinlich nichts Gutes, aber eben deshalb. Es wird mir für mich, für Herrn Pfarrer, für mein Elaborat und für die Welt im allgemeinen interessant sein. Was macht Tante Oswald? Was macht Tante Jahn? – Schreib mir auch über Mieze, ich meine, so wie sie sich zurechtfindet und sich fühlt.

Zum Schluß empfang die herzlichsten Grüße von Deinem treuen
Franklin.»

Die erotische Tante

war Frau *Jahn*. (In den Briefen der Mutter an Franklin heißt sie stets «Frau X».) Franklin nennt sie nie mit Namen. Für ihn ist sie die «erotische Tante X». In Gedichten spricht er sie als «Erika» oder «Madame de Warrens» an. (Mme de Warrens war die Geliebte von Rousseau.) Frau Jahn muß eine reizvolle und geistreiche Frau gewesen sein. Die Mutter Wedekinds schildert im Dezember 1885 die «schöne eitle Frau, als ein Wesen von tiefem Gemüt und hohem Glauben an alles Gute, Große und Schöne, deren Zuneigung sich der Sohn ganz würdig erweisen soll . . . aber sie kennt das Gebranntsein nicht, daher auch ihre in meinen Augen manchmal grenzenlose Unbedachtsamkeit». Tante X schrieb auch Gedichte, die den liebenden Franklin begeisterten. Es ist die Zeit seiner «Tannhäuser-Venus-Episode». In einem Gedicht gibt «Erika» ein Bild von ihrem Verhältnis. Es ist darin die Rede von einer Herrin und ihrem Pagen, die an eines Abgrundes Rand Blumen pflücken. In der Tiefe lodert ein mächtiger Feuerbrand:



*Die erotische Tante:
Frau Jahn – «Tante X»*

... «Sie pflückten am Abgrund die Blume, sie haben ins Feuer gesehn,
Sie strauchelt, stürzt kopfüber – da war es um beide geschehn».
(Die Verse stammen aus einem Gedichtheft, das mit «Kraterlieder»
angeschrieben ist.)

Franklin antwortete am andern Tag in leidenschaftlichem Tone und
meinte u. a.:

... «Wagen wir den kühnen Satz
In die Glut hinunter!»

Doch «Erika» beendet den Kraterlieder-Zyklus mit warnenden
Worten:

«Zurück von den züngelnden Flammen.
Es kann ja, es darf ja nicht sein.»

Nach beschwichtigenden Versen von seiten Franklins folgen dann
wieder «wild werbende», wie:

Frau Venus

O, wie lange soll ich harren,
bis ich wiederum dich seh? –
Wenn dein dunkler Blick voll Güte
Nicht mein Herze noch durchglühte,
Ach, es hätte längst erstarren
Müssen in der Liebe Weh.
Heiße Sehnsucht läßt mich wachen,
Wenn die Welt in Träumen ruht.
Doch, was soll mir auch der Schlummer?
Denn für allen Liebeskummer
finde ich ja tausendfachen
Trost in deiner Augen Glut!

Tannhäuser

Fritz Strich hat 1924 zwei Bände «Gesammelte Briefe» herausgegeben. Wichtiges Material ist verloren, verbrannt, verlegt oder vorläufig nicht zu finden. Zum Glück liegen mehrere Briefe an Tante Jahn vor. Fritz Strich nennt sie – im Einklang mit Wedekinds Mutter – eine «schöne, dichterisch empfindsame und produzierende Frau in reifem Alter, die erste Frau, die zu Wedekind ein ernstes, leidenschaftliches Verhältnis hatte, als er noch auf dem Gymnasium (in Aarau) war. Sie tauschten viele Liebesgedichte aus.»

Nicht die ganzen Briefe sollen hier abgedruckt werden, sondern nur die Stellen daraus, die für unsern Abschnitt bedeutsam sind. Aus München schreibt Franklin 1884 u. a. ... «Hoffentlich ergeht es Ihnen, liebe Tante, und all' den Ihrigen recht wol, und strahlt noch immer ungetrübt der milde Sonnenschein in der traulichen Löwengrube. (Der Ausdruck «Löwengrube» ist doppelsinnig. Scherzhaft meint er das Haus

der Löwenapotheker Jahn. Er weiß aber auch, daß es für ihn kein «ungefährlicher» Ort ist. Die Apotheke trägt heute noch den gleichen Namen, nach dem ehemaligen Wirtshaus «Zum Löwen» in der Nachbarschaft.) Hier in München giebt es zwar auch eine, aber Daniel ist noch nicht hineingegangen. Das Bier soll dort nicht so gut sein wie an anderen Orten und die Löwen wahrscheinlich auch nicht . . . Grüßen Sie mir auch Lenzburg, das süße, sonnige Städtchen» . . .

Im Februar 1885 spricht Franklin von einem Brief aus Lenzburg, der verloren gegangen sein muß, und bedauert, daß ihn «die Unverlässigkeit der Verkehrsmittel um Ihren heimathlichen Trost und so manches süße Wort der Freundschaft gebracht hat. – Beim letzten Vollmonde schaut' ich lang empor zu dem vergoldeten Nachtwächter; aber an seiner langweiligen Physiognomie war mit Leichtigkeit zu erkennen, daß Ihre schönen Augen, liebe Tante, nicht auf ihn gerichtet sein konnten; sonst hätte er mir doch wol auf einen so freundlichen Gruß zugewinkt, wie ich ihm deren viele nach Lenzburg auftrug. Wer weiß, vielleicht lagen ja auch schwere Schneewolken über der Heimat und hinderten den freien Verkehr mit der Sternenwelt. Düsteres Ungemach verstimmt die Seele und läßt die Erinnerung an sonnigere Vergangenheit nicht aufkommen. Aber, so Gott will, sind die Wolken zerstreut, ist das Ungemach längst entflohn, und die warmen Strahlen eines verfrühten Lenzes erquicken auch jenseits des Rheins jedes fühlende Herz.»

Während Franklin im April 1885 noch in «Gluten steht», vernachlässigt er seine Erika im Sommer mehr und mehr. Jetzt standen ihm die Gefahren seiner Beziehung klar vor Augen, und er versucht, das «Rückzugsgefecht» einzuleiten.

* *

Im Juni 1885 wird er von seiner Tante – nach einem unbeantworteten Brief – mit einer Karte freundlich gemahnt, wieder einmal etwas von sich hören zu lassen. Wedekind entschuldigt sich und fügt bei, der Brief sei allgemein gehalten, und er wisse nicht recht, was darauf antworten. Schönheiten aus Kunst und Dichtung lassen sich nicht beschreiben, «oder sollte ich gar Münchner Geschichten und Vorfälle erzählen?» – «Einzig in unserer Seele geschehen die wahrhaft unsterblichen Begebenheiten, in unserer Seele, wo Empfindungen und Gedanken Personen gleich umherwandeln, sich begegnen, sich bekämpfen und Lust- und Trauerspiele aufführen, die wahr und interessant bleiben, bis dereinst die Gräber sich aufthun und das Treiben der Menschen ein jähes Ende nimmt. Und wer wüßte wol besser Briefe aus solchem Seelenleben heraus zu schreiben, als gerade Sie, liebe Tante, Sie, deren tiefes Gemüth im Verein mit Ihrem hellstrahlenden Verstande, geschmückt und verherrlicht durch die reichste Phantasie Ihnen eine innere Welt schafft, die in wenig Menschenherzen ihres Gleichen findet.

Sind Sie mir jetzt böse darüber, daß ich, ein junger Fant, es wage, Ihnen so freimüthig meine Ansichten vorzulegen. Wol haben Sie Grund dazu und dennoch tragen Sie nicht die kleinste Schuld daran. Haben Sie mich doch verwöhnt durch die Gunst Ihres Umganges, verwöhnt durch die herzlichsten, liebevollsten Worte, die jemals einem Menschenherzen entströmten; und noch jetzt, wenn ich Ihre zarten schönen Gedichte, Ihre früheren Briefe, lese, so thut sich eine Welt von Wonne und Seligkeit meinen Blicken auf, deutlich erkenne ich jegliche der Gestalten darin; aber sie weichen scheu zurück wie die Trugbilder der Fata-Morgana, sobald mein sehrender Arm sie umfassen, mein Wort sie bannen, mein Mund sie küssen will.»

Der frauliche Spürsinn der Tante Jahn bestärkt sie im Gedanken: Franklin will die Bindung lösen. Diese bange Ahnung kommt zum Ausdruck in den Bemerkungen, die sie an den Rand des folgenden Briefes schreibt. Wir geben sie in Klammern wieder:

Im September mußte sich Franklin in Spitalpflege begeben. Nun will er seine Briefschuld abtragen. Er schützt die Krankheit vor und sagt: ... «es wäre mir gewiß längst das größte Vergnügen gewesen, Ihnen zu schreiben»... (Am Rand: «Wenn man wirklich das Bedürfnis zu schreiben gehabt, hätte man Zeit gefunden».) Tagsüber – bedauerte Wedekind – könne man sich nicht zu einem Brief sammeln: ... «aber des Nachts, wenn die Lampe inmitten des Saales nur noch ganz düster brennt, wenn die andern alle schnarchen und ich gewöhnlich nicht schlafen kann, dann denke ich an Sie (Am Rand: An Sie und so viele andere), liebe Tante, und es bemächtigt sich meiner eine unbeschreiblich freudige Aufregung. Gar bald habe ich vollständig vergessen, in welcher engen Schranken ich gefesselt liege, und Worte und Bilder, die längst verweht und vergangen sind, beleben meine Sinne. O, wie oft schon glaubt ich mich in dieser Weise an Ihrer Seite sitzend im grünenden Garten unter heiterem Geplauder – und wenn ich aus der schönen Vergangenheit nicht mehr weiter wußte, so machte ich eine noch schönere Gegenwart dazu. Gegen Ende der Geisterstunde bin ich dann meist in einer solchen Aufregung, daß es Thorheit wäre, den Schlaf ohne weiteres erwarten zu wollen. Ich erbitte mir von der Schwester zwei Schlafpulver, um dann erst recht von Ihnen zu träumen bis zum lichten Morgen. (Am Rand: Wer's glaubt!) ... Ich habe während der Zeit meiner Krankheit aus purer Langeweile zwei Balladen, zwei Novellen und ein Trauerspiel zu schreiben begonnen, aber ohne natürlich etwas zu vollenden. Daneben entstanden allerdings als Kinder meiner schlafberaubten Nächte mehrere Gedichte an Sie, liebe Tante, die ich mir die Freiheit nehmen werde, Ihnen in Lenzburg zum Urteil über Leben und Tod zu unterbreiten. (Am Rand: Was ist daran wahr und was geschwindelt?) Mir vis-à-vis im Krankensaal liegt ein Studiosus Medicinä von

vierundzwanzig Semestern . . . er ist ein verlorenes Opfer des Münchner Bieres. Gestern besuchte ihn sein alter Vater . . . Ein junges hübsches Mädchen aus München hatte den Alten hergeleitet. Und während er mit seinem verlorenen Sohne sprach, übernahm ich es, seine Begleiterin zu unterhalten. Ich setzte mich zu ihr aufs Fenstersims und wir sprachen von allerlei, was die Menschen interessiert und zugleich belustigt. (Am Rand: Das ist wahr, ganz Franklin!) . . . Und jetzt leben Sie recht wohl, liebe Tante. Meine Empfehlungen an . . . Ich aber bleibe in kindlicher Ergebenheit und Liebe Ihr treuer Neffe, Franklin». (Am Rand: Wo bleibt der Herzenston?)

Der «Ablösungsprozeß» wurde Franklin zu langweilig, und so «riß er sich mit Gewalt los». Er beichtet seiner «philosophischen Tante» – von der wir bald hören werden –, und sie gibt ihm folgenden Rat: «Du mußt die Frau sanft und mit möglicher Schonung aus ihrem unseligen Dusel aufwecken. Lange kann das ja nicht gehen, und eine solche Komödie ist deiner unwürdig und tut ihr doch nur Harm. Sie soll lernen, sich an deiner Freundschaft genügen zu lassen, auf mehr hat sie keinen Anspruch. Die Unlust, welche dir aber die Lösung dieses unnatürlichen Verhältnisses verursacht (je größer diese Unlust ist, um so mehr macht es dir Ehre), die sollst du geduldig auf dich nehmen als eine noch immer viel zu gelinde Strafe und Buße deines Anteils an dem Wahnsinn . . . Jedenfalls mußt du die Sache auf vernünftigen Grund zurückstellen. Dichte sie an, laß dich andichten – vorläufig! – schwör ihr ewige Freundschaft, mache sie zur Vertrauten deines Herzens –, aber gestehe ihr sobald als möglich, daß du für eine schöne siebzehnjährige Münchnerin in Flammen stehst. Es wird ihr weh tun, aber es ist vernünftig, und alles Gute ist dies letzten Endes nur deswegen, weil es vernünftig ist.»

Franklin fabuliert nun im nächsten Brief von der Liebe zu einer Angelika in München und schildert dann mit sentimentalischem Aufputz den Tod des geliebten Mädchens und seine Reise zu ihrem Begräbnis nach Passau. Die Tante «fällt drauf rein». Bald muß er sie um Rückgabe seiner Briefe gebeten haben; sie schickt sie mit schmerzlichem Bedauern, jedoch nicht ohne böse Randglossen: «Aber weil Sie tot sein wollen, will Erika Sie nicht wieder erwarten.» Im Oktober 1885 schrieb Wedekind an seinen Bruder Willy: «Tante Jahn ist richtig dahinter gekommen. Es gab einen großen Krach mit schlaflosen Nächten, langen Moralpredigten und vielen rührenden Gedichten, ich hab aber alles ins beste Geleise gebracht.» Im März 1886 schrieb ihr Franklin nämlich einen Trostbrief, bedauert seine Seiltänzerei, gibt vertrauensvoll Beichten seines Lebens, es kommt noch ein ungewisses Hin und Her, bis sie sich schließlich im Sommer 1887 aussprechen und versöhnen. Im Jahre 1894 ist Frau Jahn gestorben.

Die philosophische Tante

war *Olga Plümacher*, eine Jugendfreundin von Franklins Mutter. Sie war eine hochbegabte Gelehrtennatur und setzte sich vor allem mit Eduard von Hartmanns Pessimismus auseinander. Franklin liebte es, mit ihr über den Pessimismus zu diskutieren. Auf seine Geistesbildung hatte sie einen nicht unbedeutenden Einfluß. Bei Kutscher lesen wir über diese Tante u. a.: . . . «Die Plümacher wurde dem jungen Franklin eine liebend zugetane Beraterin. Sie war ein ganz vorurteilsfreier Mensch, ein philosophisch geschulter Kopf und eine lebhaft und fein empfindende Kunstfreundin» . . . Und über ihre Ansichten: «Olga Plümacher hält den Pessimismus für die Triebfeder zur Entwicklung, sie sieht in ihm das starke idealistische Prinzip und macht darauf aufmerksam, welchen Anteil der Weltschmerz z. B. an den Faust-Dichtungen Goethes, Lenaus, Grabbes, an der Poesie Byrons, Heines, Leopardis hat . . . Der bedeutendste Vertreter der pessimistischen Philosophie ist für sie Hartmann. Er zeigt die «höchste Form der philosophischen Erkenntnis auf der vom bewußten Geist in der Gegenwart erreichten Stufe».

Wedekind läßt sich nur teilweise von den Ansichten Hartmanns überzeugen, ist aber dankbar für die geistigen Anregungen. Die aufgeschlossene Jugend setzte sich damals mit dieser neuen Richtung auseinander. Franklin vernimmt in der «Aesthetischen Caffeevisite» von der Muse, die Minnas Gedichte bespricht:

. . . «Auch Pessimismus find'st du nicht,
Obschon es Mode ist geworden,
Daß man von frechem Selbstermorden,
Von tiefer Weltverachtung spricht.»

Franklin gehen auch pessimistische Gedanken in der Geisterstunde durch den Sinn. Er klagt seiner Muse – als sie ihn bat, auch einmal etwas auf seiner Dichtersharfe vorzuklimpern –, er könne ihr, ach, nur mit Weltschmerzliedern dienen. «Tut nichts», sprach sie und stimmte ihre Saiten, um mit Akkorden, voll und hell, seine Klageworte zu begleiten:

. . . «Halte das Leben für einen Traum!
Was nützt dir alle Philosophie?!
Verschling den ganzen Erkenntnisbaum,
Du findest doch die ewige Wahrheit nie,
Und wenn ich Himmel und Hölle früge,
Sie sprächen: Die Wahrheit ist eine Lüge!

Wahrheit, ein eitles Hirngespinnst!
Und eitel sind Recht und Gerechtigkeit!
Versuch, ob du sie bei den Göttern gewinnst!
Auf Erden herrscht die Schlechtigkeit.
Sie ruht in der Schöpfung geheimsten Gewalten;
Sie wird die Welten auf ewig erhalten.
Frag, wie das Übel entstanden sei?!
Tot lag das All in friedlichem Grab,
Bis daß mit grausamer Barbarei
Ein Gott dem Staube das Leben gab.
So zeugte am sechsten der Schöpfungstage
Der erste Frevel unendliche Plage!»

Franklin hatte mit einem «Prolog» an einem Kantonsschülerabend großen Erfolg. Freunde und eine angehende «Dichterin» schickten ihm ihre Verse zur kritischen Prüfung. Er nahm sie oft scharf unters Messer und ließ – wo Originalität fehlte – seiner Ironie freien Lauf. Er selber hatte «doch das Gefühl, etwas zu können». Tante Plümacher gab ihm einen trefflichen Rat: «Glaube an dich selbst, indem du nämlich nicht künstelst, sondern alles so niederschreibst, wie es dir aus dem Herzen quillt, kühn von dem Gedanken ausgehend, es ist Natur, und diese wird ihr Recht auf den Leser schon geltend machen.»

Franklin liebäugelte schon früh mit dem Gedanken, Schriftsteller zu werden. Freunden gegenüber äußerte er sich, daß er «Buchdrucker» lernen wolle.

Der Briefwechsel mit Tante Plümacher wurde immer reger. 1884 entschuldigt er sich brieflich vom Schloß Lenzburg aus bei Anny Barte, daß er die Korrespondenz mit ihr vernachlässigt habe, denn: «Ich habe, weiß Gott, auch seit einem halben Jahr einzig mit meiner Tante Briefe gewechselt, die mich zuweilen durch recht voluminöse Episteln in Athem zu halten wußte.»

Die Mutter Wedekinds, eine geistreiche Frau, schickte ihrem Sohne ein Päcklein Kaffee nach Lausanne. Wie willkommen ihm diese Gabe war, soll er selber sagen: . . . «Nun muß ich Dir für all das Schöne und Gute, für die viele Freude danken, die Deine letzte Sendung uns bescherte. Es war ein herrlicher Morgen, als ich ganz unerwartet all' die Briefe und die verschiedenen Beilagen auskramte. Besonders Dein lieber Brief hat mir viele Freude bereitet, wurde ich doch darin auf angenehmste Weise an alles erinnert, was mir in Lenzburg lieb war, wofür ich mich interessiere, und worüber ich ehemals viel zu plaudern pflegte! Der Caffee mundet uns ganz vorzüglich; er athmet süßen angenehmen Heimathsduft . . . Ist er doch nicht nur ein erfreulicher Gruß aus den heimischen Hallen, sondern erinnert mich auch überdies bei jedem

Schluck an die geliebte philosophische Tante, und wenn ich während der Lectüre ihres Werkes dazu den dunklen Mokkasaft schlürfe, dann müßte wirklich ein Wunder geschehen, sollte ich nicht vollständig von ihrem erhabenen, pessimistischen Geiste beseelt und inspirirt werden. – Den Brief von Tante Plümacher, den Du mit Recht ein kleines Juvel nanntest, hab' ich mit großem Vergnügen gelesen. Doch erhielt ich seither nun schon ein größeres und auch ein ganz großes Juvel von ihr. Das größere Juvel ist ein langes Schreiben über eine Tour nach Arenaberg . . . Dieses größere Juvel begleitete das ganz große, nämlich ihr neues Werk (gemeint ist: «Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart»), aufs eleganteste, d. h. nur seines Inhalts würdig, eingebunden. Meine Freude kannst Du Dir leicht vorstellen. Ich durchflog schnell das Inhaltsverzeichnis des Buches und ersah daraus, wieviel darin zu lernen, positiv Wissenschaftliches zu lernen sei. Ich habe bereits die ersten Abschnitte gelesen und bin bis zum Christenthum gekommen. Es scheint mir ein sehr verdienstvolles Werk zu sein, das in manchem Kopfe ein wenig durch seine logische Strenge aufräumen und manchen verworrenen Gedankengang discipliniren kann. Doch Du wirst es jetzt ja ohne Zweifel auch erhalten haben. Bitte, schreibe mir doch Dein Urteil darüber, damit ich es vergleichen kann mit dem Eindruck, den das Buch auf mich macht, denn man ist in solchen Fällen doch nie ganz sicher, ob man auch wirklich vorurtheilfrei an die Lectüre geht.»

Die Mutter hatte Franklin nach München geschrieben (1886), daß Hermann Plümacher (der Bruder der Tante) ernstlich erkrankt sei. Franklin meldet nach Lenzburg: . . . «Vor drei Tagen erhielt ich nun einen ausführlichen Brief von Tante Plümacher. Sie scheint gefaßt und ruhig geworden zu sein. Aber die schwere Zeit seit Neujahr muß sie doch furchtbar niedergedrückt haben. Ihr früher so objectiver Pessimismus beginnt sich ins Practische zu übersetzen. Ein sanfter Trost in Leiden kann ja eine solche festgeschlossene Weltanschauung schwerlich sein, um so mehr aber eine Stütze, ein fundamentaler Halt, der die Seele nie aus einem gewissen Gleichgewicht kommen läßt» . . .

1891 erschien Wedekinds viel diskutierte Kindertragödie «Frühlingserwachen». Tante Plümacher gab darüber folgendes kluges Urteil ab: «Ein Weck- und Hilferuf im Namen derer, die durch Sünden anderer leiden, die Ärmsten aller Armen, die unschuldig Schuldigen. Es ist schrecklich und häßlich, aber das Häßliche ist hier nicht Selbstzweck, wie bei den falschen Realisten, sondern es ist ein notwendiges Mittel, das Schreckliche als das, was es ist, den todbringenden Gifthauch der Verlogenheit, der engen Selbstsucht und der selbstgefälligen Blindheit darzustellen.»

Tante Plümacher stand noch lange mit Franklin in brieflichem Verkehr. Er freute sich immer wieder, wenn er vom Erscheinen ihrer neuen

philosophischen Arbeiten erfuhr. Wie ihre Schriften fachmännisch beurteilt wurden, erfährt man in dem Buch «Eduard von Hartmanns philosophisches System im Grundriß» von Dr. Arthur Drews:

«Eine entschiedene Anhängerin der Hartmannschen Philosophie war Olga Plümacher, von der Schneidewin (Gymnasiallehrerin in Hameln) mit Recht bemerkt hat, daß sie den am meisten metaphysischen Kopf besaß, den jemals weibliche Schultern getragen haben. Als geborene Schweizerin und Frau eines Farmers im Cumberlandgebirge in Tennessee, späteren Konsuls der Vereinigten Staaten von Amerika zu Maracaibo, hat sie, in dieser Entrücktheit aus der Brandung der Geisteswogen und der Unbeeinflußtheit von den Interessen und dem Geräusche der Welt, bis zu ihrem Tode 1895 mit Wort und Schrift für Hartmann gewirkt und die gediegeusten Arbeiten über dessen Philosophie veröffentlicht. In ihrer Schrift ‚Der Kampf ums Unbewußte‘ (1881, zweite Auflage 1890) hat sie die wichtigsten Einwände gegen das Hartmannsche Grundprinzip mit Sorgfalt geprüft und mit männlicher Tapferkeit zurückgewiesen und damit eine Apologetik des Unbewußten geliefert, die vielen Späteren ihre Kritik erspart haben würde, wenn sie sich die Mühe genommen hätten, das Plümachersche Werk zu lesen. Ihr ist ferner das chronologische Verzeichnis der gesamten höchst umfangreichen Hartmann-Literatur von 1868 bis 1890 zu verdanken, welches der Schrift über das Unbewußte angehängt ist und ein besseres Bild des Kampfes um die Hartmannsche Philosophie darbietet, als alle bloße Beschreibung es zu tun vermöchte. Ihre wertvollste Arbeit aber ist die Schrift ‚Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart‘ (1884), der erste Versuch einer Geschichte des Pessimismus, der zugleich in seinem zweiten Teile eine ebenso energische Massenabschlachtung der Gegner des Pessimismus enthält, wie die vorher genannte Schrift der Gegner des Unbewußten.»